
Nr. 90 — **Bromberg, den 20 April 1933.**

Der wunderliche Berg Höchst

und sein Anhang.

Roman von **Alfred Huggenberger.**

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der Wirtschaft zur Bergstube sind an diesem Abend mehrere Bauern versammelt, was sonst in Wochentagen nicht oft vorkommt. Es ist der Lammwirt von Schönau, der sie eingeladen hat und auch großzügig gastfrei hält. Der Wein hat ihn wieder aufgestellt, und er spricht dem guten Tropfen mit manchem Lobeswort für die junge Wirtin wacker zu. Ihr ist es nicht ganz wohl dabei, denn die großartigen Reden des angetrunkenen Gastes wollen ihr nicht in den Kopf hinein.

„Es bricht jetzt nächstens eine ganz neue Zeit an für den Berg Höchst," hat Urech Leu schon mehrmals mit stetsfort wachsender Überzeugungstreue wiederholt. „Die ihn verlassen haben, werden allesamt wieder zu ihm heraufkommen. Sie m ü s s e n, er tut es ihnen an. Und ich selber werde den Anfang machen! Ich werde mein Haus auf der Wehrtanne wieder aufbauen, daß es dasteht wie ein stolzes Jüngferlein. Ja, das will ich tun, der Plan ist schon fix und fertig in meinem Kopf. Und wenn ich drei Jahre lang nichts als gesottene Kartoffeln fressen müßte, es kommt mir nicht darauf an. Der Berg muß wieder zu seinen vollen Ehren kommen, dafür stehe ich euch gut! Die Abtrünnigen mögen freilich zu einem guten Teil im Land unten von der Ackermaschine zu Handlangern gemacht oder von der Stadt ausgesogen und verzärtelt sein, sie mögen von der harten Luft da oben den Schnupfen bekommen und wegsterben, wie die Fliegen im Weinmonat — mir machen die paar verlorenen Jährlein nichts, ich werde es überhauen! Ich bin noch einer von der a l t e n Rassel Von den Leuen darf sich einer getrost erlauben, eine Zeitlang dumm zu tun — wenn er erst den Faden findet, dann bringt er's leichtlich wieder auf den Holderbusch hinauf, er kriecht, wenn er nicht mehr fliegen kann. Und ich hab' ihn jetzt gefunden. Bleibt wo ihr seid, Beize und Jaßkarten! Ich will in meinen alten Tagen noch etwas haben von mir selber, von den Bergwiesen, vom Himmel und vom Gewölk. Jawohl! Ihr lacht, ihr meint, ich sei trunken; aber der Wein ist ja für mich Wasser, ich bin an den Wein gewöhnt."

Wieder schüttet sich Urech wie sinnlos in kurzen Abständen ein Glas nach dem andern ein. Seine Reden werden verworrener, seine Zunge fängt an zu lallen.

„Ja — m-morgen früh schon schteh ich mit zehn Mann bei der W-Wehrtanne oben — — in v-vier Wochen ist d-die Aufrichte! . . .:"

Die Bauern nicken sich heimlich zu und verlaufen sich, einer nach dem andern. An eine Heimkehr ist für den Trunkenen nicht mehr zu denken, der Wirt hat Mühe, ihn endlich zu Bette zu bringen.

Am Morgen liegt Urech Leu tot auf seinem Lager. Ein Herzschlag hat ihn hingerafft. In den Höfen und Weilern geht die Rede um: „Der Berg hat ihn gefordert."

Der Wetterstuhl grollt.

Vor dem Hause zur Quell auf Heiletsboden stehen zwei kleine Bergwagen, schon teilweise mit Hausrat beladen. Immer noch trägt man allerlei Sachen aus den scheinbar unerschöpflichen Stuben und Kammern heraus, Spiegel, Wandbilder, Küchengeräte, gefüllte Schubladen, die in die bereits festgemachte Kommode eingeschoben werden. Der Knecht Felix bringt Holzvorräte, zum Schnitzen zugerichtet, und allerlei fertiges Kleinzeug. Er trägt zu diesem Eigengut besonders Sorge, und es wird ihm auch ein guter Platz eingeräumt. Sein Bett hat er vorläufig noch in der Kammer stehen lassen, denn er will bis zum Abgang des Sömmerungsviehes auf Heiletsboden bleiben und erst dann seinem alten Meister nach der Strubegg folgen.

Es ist eine gewisse Eilfertigkeit im Hin- und Widergehen der Menschen, denn die Luft ist schwül, es kann am Nachmittag ein Gewitter geben. Abschiedsstimmung, es fällt kein Scherzwort.

Endlich ist der größte Teil der Habseligkeiten verstaut und geborgen. Hannes Fryner geht noch einmal nachprüfend um beide Wagen herum und zieht da und dort einen Bindestrick fester an. Inzwischen haben die zwei neuen Nachbarn, die sich freundlich zu diesem Hilfsdienst angeboten, die Gespanne aus dem Stall geholt, man kann sich nach und nach zum Aufbruch bereit machen.

Der Bauer steht neben seiner Frau unter der Haustüre. „Also, laßt euch Zeit, es hat ja keine Eile. Was an Siebensachen noch da ist, könnt ihr in den Schopf hinaustragen. Ich bin spätestens um vier Uhr mit einem Wagen zurück, und dann wollen wir in Gottes Namen vom Heiletsboden Abschied nehmen." Er geht nach dem Heilbrunnen hinüber, um einen Schluck Wasser zu trinken. Inzwischen haben die grauen Bergochsen bereits angezogen, die Fuhrwerke bewegen sich auf dem dürftigen Sträßchen gemach der neuen Heimat entgegen. Fryner schreitet gesenkten Hauptes hinterher, er sieht sich nie um. Wieder ist es ihm, der Berg beobachte sein Tun heimlich mit finstern Blicken.

Beth und Evelt sitzen auf dem Hausbänklein; die Mutter steht, an die Holzwand gelehnt, neben ihnen, den Jüngsten an der Hand. „Gelt, Mutter, es ist auf der andern Seite vom Berg auch schön?" fragt und tröstet Hansli treuherzig. „Weil du doch dort daheim gewesen bist." Sie kann ihm nicht antworten, sie drückt ihm nur leise die Hand.

*

Im ausgeräumten Hause wird wacker geschrubbt und gebohnt, das Heim zur Quell soll in Ehren verlassen werden. Auch Bethli rührt sich schon fleißig. Felix trägt vom Heiletsbrunnen Wasser zu und räumt noch zusammen, was in Estrich und Gaden nicht niet- und nagelfest ist. Hin und wieder geht er in den Stall hinein, um sich ein wenig mit der Kuh und den zwei Ziegen zu unterhalten, die den Frynerleuten den Sommer über Milch und Butter spenden mußten.

„So — jetzt werdet ihr es dann nicht mehr so langweilig haben, jetzt bekommt ihr wieder Gespanen. So allein in dem großen Stall müßtet ihr im Winter kalte Ohren kriegen. Habt nur keine Angst, da wo ihr hinkommt, ist auch Heu auf der Bühne, und im Frühling wird's da noch bälder

grün als hier. Habt nur keine Angst, wenn der Berg vom Vieh entladen ist, so kommt der Felix auch hinüber. Ich hoffe nur, ihr werdet mich dann noch kennen und keine dummen Gesichter gegen mich schneiden, wie die Stallböcke aus dem Unterland, die noch keine Alp gesehen haben und plärrend im dicken Gras stehen, weil sie nicht wissen, daß man das abbeißen kann."

Nachdem der Felix am frühen Nachmittag wieder einmal nachdrücklich nach dem Wetter ausgeschaut hat, macht er sich rasch in die Stube hinein, wo Frau Eva eben damit beschäftigt ist, weißen Sand auf die blanken Dielen des Fußbodens zu streuen. „Wenn sie nur drüben noch alles unter Dach bringen," sagt er besorgt. „Es kommt bös über die Pfandegg herauf. Ich meine, wir sollten die Läden aufziehen."

Eva sieht erschrocken auf. „Ja — ist es schon so weit?"

„Geht, seht selber!"

Ohne auf den Befehl zu warten, stapft der Knecht draußen eilfertig die Stiegen hinauf, um droben nach dem Rechten zu sehen. Und bereits fällt dumpfes Grollen in die schwüle Stille herein. Die Frau ist kaum vor das Haus getreten, so schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen. „Hilf Gott — was will das werden?" Vom Westen rückt eine schwarzgelbe Wand heran, von grellen Blitzstrahlen durchzuckt. Die ersten Tropfen fallen, mit groben Hagelkörnern vermischt. Das Taglicht wird stumpf und tot, ein plötzliches Einnachten meldet sich an.

Hinein in die Stube! Die Läden herauf! Schon hämmert und klirrt es, ein paar nußgroße Schloßen liegen auf dem gebohnten Fußboden . . .

Sturm wacht auf, Sturm! Haltet zusammen, ihr Wände und Bohlen! Hagel trommelt an die Läden: Aufmachen! Der jüngste Tag! Wollt ihr in euerem Binsenhaus der heiligen Gewalt spotten? Wir legen um! Widerstand ist uns Hohn!

Die fünf Menschen sitzen zusammengekauert auf der Ofenbank. Die Kinder schluchzen und weinen. Der Knecht Felix sagt zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, es hat auch schon so getan."

Eine halbe Stunde — eine Stunde — — gibt es kein Helfen mehr? . . . Der Hagelschlag hat nun zwar nachgelassen; aber ein Wassertosen ist ums Haus, wie wenn ein Fluß seine Schleusen durchbrochen hätte. Eva geht in den Hausgang, um durch den Türspalt einen Blick hinauszutun. Sie sieht nur an eine graue Mauer hin. Es ist kein Regen, es ist eine lebendige Wasserwand.

Und jetzt kommt es gelb und schlammig auf dem Boden daher, ein Strom von flüssigem Lehm mit Holz und Steinen vermischt. Sie vermag die Türe nicht mehr ins Schloß zu schlagen, die dicke Flut wälzt sich in den Hausgang herein, die Frau kann mit knapper Not in die Stube entrinnen. Man hört, wie sich das Ungeheuer draußen in die Küche hineinfrißt und durch die zerbrochene Gadentüre tosend wieder hinausstürzt.

Es kann nicht anders sein, der Berggeist sitzt auf dem hohen Kamm des Wettestuhles. Die Zornrute in der Faust, ruft er allen bösen Dämonen schauerlichen Befehl zu: „Brecht hervor, brecht immer wieder hervor! Der Tag ist euer! Rennt die Felsen an! Gießt Wasser in die Spalten des Erdreiches! Schafft, daß der feste Boden birst! Habt eure Lust am gräßlichen Werk!"

Das Haus erzittert vor dem Wasserschwall, der es durchströmt. Die Menschen in der Stube sind ganz still geworden; nur der kleine Knabe wimmert leise und läßt immer wieder seinen tiefsten Herzenswunsch laut werden: „Wenn nur der Vater da wäre!" Frau Eva hält ihn fest in die Arme gepreßt und spricht ihm tröstend zu: „Sei nur still, es wird jetzt bald aufhören."

Ja, es hört auf. Das schwere Unwetter hat sich an seiner eigenen Wut erschöpft, fast von einer Minute auf die andere hört der Gruß auf. Aber als Felix jetzt einen Laden herunterläßt, bietet sich den Aufatmenden ein trauriger Anblick dar. Auf der Wiesenmulde unter der von Erdschlipfen arg verwüsteten Trockenweide dehnt sich ein gelber See, und immer noch stürzen tosende Bäche über die Steilhalde herab.

Plötzlich schreit Bethli kreischend auf: „Die Stube läuft, die Stube läuft!" Sie hat sich nicht geirrt: das Haus zur Quell gleitet mit Grund und Boden langsam niederwärts.

„Kommt!" ruft Frau Eva, „kommt!" Sie fliegt mit dem Knaben in den fußtief mit Schlamm bedeckten Gang hinaus — aber vor der Haustüre klafft ein breiter Erdriß, der jetzt langsam breiter wird und das gelbe Wasser des Sees gierig schlingt.

Gleiten, langsames Gleiten. Die Mutter betet laut, und die Kinder klammern sich schreiend an sie. Ein Glas mit Blumen fällt vom Tische, weil dieser nicht mehr auf ebener Fläche steht. Eveli geht hin und hebt das Glas auf. „Es hat ihm nichts gemacht," sagt es unter Tränen lächelnd.

Als hätte das Unheil allein auf dieses Kinderlächeln gewartet, kommt nun der Erdschlipf mit einigem Schüttern und Krachen zum Stillstand. Die alten Tannen und Buchen auf der Höhe der Bärwand haben seine Wucht aufgehalten.

Durch die seitliche Gadentüre findet sich ein Weg ins Freie und auf den festen Boden hinüber. Das erste, was der Knecht Felix nach der Erlösung anstellt, ist, daß er die verklemmte Stalltüre mit einem Balken einstößt und die drei eingeschlossenen Tiere nach dem Überschynstall führt. „Gelt, jetzt hätt' es euch am allerletzten Tage noch schief gehen können," spricht er ihnen gelassen zu.

Eben kommt Hannes Fryner atemlos auf der Stätte des Verderbens an. Er ist überglücklich, seine Lieben gesund und wohlbehalten wieder zu finden, denn die unklare Kunde von einem Unheil hat ihn schon in Guldiswil erreicht, wo sonderbarerweise nur ein leichter Streifregen fiel.

Mit Tränen in den Augen sieht sich Fryner die Verwüstung an. Das Haus zur Quell steht schief, aber es ist nicht ganz aus den Fugen. Bergholz hält zusammen. Der alte Ahornbaum hat sich schräg an die Wetterwand hingelegt: das Haus, das er so viele Jahre geschützt hat, muß ihn heute stützen. Nur der Heiletsbrunnen ist unversehrt geblieben, sein Wasserstrahl fällt mit eintönigem Geplätscher ins klare Becken hinein.

Der Knecht Felix läßt sich nicht bewegen, mit der Frynerfamilie ins neue Heim hinüberzukommen. „Ich schlafe da, wo mein Bett ist," wiederholt er beharrlich. „Das Haus steht freilich auf dem Schlipf, aber auf die Tannen vor dem Bärtobel verlass' ich mich. Etwas besonderes ist ja nicht dabei; wenn man recht hinsieht, so ist die ganze Welt auf dem Schlipf, und niemand zieht aus."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bohnensuppe des Kupferkönigs.

Erzählt von Bruno Goebel.

Ein paar befrackte Teilnehmer am Festbankett der großindustriellen Tagung sahen erstaunt auf ihren Nachbarn, den Kupferkönig Ostmann. Was hatte er eben zum Oberkellner gesagt? Er wollte statt der auf der Speisekarte stehenden Schildkröten- eine Bohnensuppe mit Speckwürfeln haben? Bohnensuppe in diesem Kreise? Die Mienen der Herren verrieten Befremden.

Heinrich Ostmann wartete geduldig, bis seine anrüchige Bohnensuppe kam. Der Oberkellner hob die Nase sehr hoch, als er sie brachte. Der Kupferkönig lächelte nur und aß mit sichtlichem Behagen. Er ließ nichts im Tellerr.

Als er wieder aufsah, erinnerte ihn ein erstaunter Blick an das Ungewöhnliche seines Verhaltens. Da sagte er mit seiner bekannten Gemütsruhe: „Sie wundern sich, meine Herren? Sie meinen, eine Bohnensuppe passe nicht in die wundervolle Speisenfolge, die uns hier vorgesetzt wird? Für mich schon. Bohnensuppe ist für mich ein Festessen. Zur Erläuterung will ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Die Herrschaften haben hoffentlich gegen einen so gewöhnlichen Gesprächsstoff nichts einzuwenden?" Man nickte mit etwas sauersüßem Lächeln. Die Art des Kupferkönigs war bekannt und gefürchtet.

„Also", begann Heinrich Ostmann gemütlich, „die Geschichte mit der Bohnensuppe fing vor beinahe vierzig Jahren drüben in Colorado an. Ein verkrachter Landmesser, ein Jahr vorher verheiratet, hatte sein letztes Geld zusammengekratzt und suchte nun da in der Halbwildnis nach Gold, Silber, Kupfer und ähnlichem Zeug. Seine Frau hatte er mitgenommen. Nicht nur, weil sie es so haben wollte, sondern auch weil er wußte, daß sie ein guter Kamerad war und ihm fleißig helfen würde.

So zogen die beiden mit zwei Tragtieren und ihren paar Habseligkeiten durch Colorado, bis der Mann eines Tages auf Kupfer fündig wurde. Also schlugen die beiden unweit der Stelle, an einem kleinen Bach, ihr Lager auf, und der ehemalige Landmesser begann, einen Stollen in die Bergwand vorzutreiben.

Er mußte viel mit Dynamit arbeiten. So hatte er seinen Stollen an die zehn Meter tief in den Berg vorgetrieben, als er eine neue Sprengung vorbereitete. Er war mit dem Handbohrer tief in den Berg hineingegangen, weil er eine besonders starke Ladung festpacken wollte. Die Dynamitpäckchen waren in das Loch gestopft, die Zündschnur gelegt und alles ordentlich festgelegt. Damals hatte man es nicht so bequem wie heute; wir drücken aus sicherer Entfernung auf einen Knopf, und die ganze Sache geht friedlich in die Luft. Damals mußte man noch die Zündschnur mit dem Streichholz oder Feuerzeug anstecken und sich dann in Sicherheit bringen.

Unser Kupfergräber hatte das alles besorgt und wollte sich gerade umdrehen und verschwinden. Da wurde plötzlich der Höhleneingang durch einen großen Schatten versperrt. Dem Mann fiel das Herz in die Hosen: Ein Bär!

Das Tier konnte den Menschen im dunklen Gang wahrscheinlich nicht sehen. Es witterte ihn aber, brummte und tappte langsam vorwärts. In drei, vier Sekunden mußte der Zusammenstoß erfolgen. Ausweichen konnte unser armer Landmesser nicht. So kroch er den ganzen Stollen zurück, packte den Handbohrer und wollte sein Leben möglichst teuer verkaufen.

Auf einmal fiel ihm ein, daß in einer Minute hinter seinem Rücken die Hölle losbrechen mußte. Ich kann Sie versichern, meine Herren, es war eine ungemütliche Lage. Die Zündschnur war schon so weit abgebrannt, daß unser armer Kupfergräber sie nicht mehr löschen konnte. Der Funken kroch schon ins Bohrloch hinein.

Ich glaube, wir alle hätten es in diesem Augenblick genau so gemacht wie der gute Landmesser. Er brüllte vor Wut und Verzweiflung, als steckte er am Spieß. Er hatte die stille Hoffnung, der Bär würde bei dem Geschrei den Schwanzstummel einklemmen und verschwinden. Leider irrte er sich. Das Tier blieb nur ein paar Sekunden brummend stehen, als suchte es den Gegner genau festzustellen, und kam dann langsam näher.

Die Todesangst trieb unseren armen Freund zu einem verzweifelten Vorstoß. Er stürzte sich mit dem Bohrer auf den Bären. Doch das Tier schlug ihm mit einem Hieb das Eisen aus den Händen. Der Landmesser prallte zurück. Es gab keine Rettung mehr. Es blieb nur ein schmaler Trost: Das dumme Vieh flog ebenso sehr in die Luft wie er."

Heinrich Ostmann lehnte sich behaglich in den Sessel zurück. Es bereitete ihm Freude, seine ängstlich gespannten Zuhörer ein wenig zappeln zu lassen. „Ja, meine Herren", wiederholte er schließlich, „es war also aus mit unserem guten Kupfermann. Man sagt ja, in solchen Augenblicken husche das ganze Leben eines Menschen wie ein Film am Todeskandidaten vorbei. Meiner Ansicht nach stimmt das nicht ganz. Ich glaube vielmehr, unser Landmesser dachte in diesem Augenblick an die schöne Bohnensuppe, die seine Frau vierzig Meter vom Stolleneingang entfernt kochte. Es tat ihm leid darum.

Und wie er so an die Bohnensuppe und an sein armes Weib dachte, das in vielleicht dreißig Sekunden Witwe sein mußte, da stand die Frau plötzlich am Stolleneingang, einen dampfenden Kochtopf in der Hand. Sie hatte nämlich das Gebrüll ihres Mannes gerade in dem Augenblick gehört, da sie im Topf rührte, um die Suppe vor dem Anbrennen zu schützen. Nun meldeten sich bei ihr gleichzeitig die Hausfrau und der Kamerad. Sie mußte ihrem bedrängten Mann zu Hilfe kommen — warum hätte er sonst so schreien müssen? — und wollte doch gleichzeitig nicht, daß die Bohnen anbrannten. So rannte sie mit dem Topf in der Hand zum Stollen. Und das war gut so.

Sie glauben nicht, meine Herren, wie geistesgegenwärtig und tatkräftig Frauen manches Mal sein können! Die Heldin unser Bohnengeschichte tat das einzig Richtige. Sie sah den Bären, hörte den Mann brüllen: „Geh weg, geh weg!" und lief nicht davon, sondern sie schüttete dem Vieh die kochend heiße Suppe auf den Pelz.

Der Bär heulte vor Schmerz auf, prallte gegen die Wand. Der Mann stürzte an ihm vorbei, streifte ihn dabei noch, packte die Frau um die Hüften und rannte mit ihr aus dem Stollen.

Er hatte gerade am Ausgang einen Haken geschlagen wie ein gehetzter Hase, da brach drinnen im Stollen die Hölle los. Die Steinbrocken flogen an den beiden Menschen vorbei, dann wälzte sich eine dicke Staub- und Rauchwolke aus dem Stollen. Der halbe Berg schien herausgesprengt zu sein. Nur einer kam nicht zum Vorschein: der Bär.

Von dem fand ich später — Sie werden inzwischen erraten haben, daß ich selbst der ehemalige Landmesser bin —, als ich den Stollen aufräumte, hier und dort einen Fellfetzen oder einen Knochen. Den Kochtopf entdeckte ich auch wieder. Er war vollkommen platt gedrückt, und meine Frau — so sind die Weiber nun einmal — heulte über den Verlust. Sie war erst in dem Augenblick getröstet, da ich ihr sagen konnte, daß die Sprengung, die mir ohne ihre Bohnensuppe verhängnisvoll gewesen wäre, die reichste Kupferader freigelegt hatte, die jemals in Colorado entdeckt worden ist. Da ritt ich nämlich nach Denver hinüber, um ein paar Geldleute zu suchen, fand sie auch und brachte meinem braven Hausdrachen das Neueste in Kochtöpfen mit, einen Nickeltopf. Darin kochte sie unser Festmahl: Eine Bohnensuppe mit doppelter Speckwürfelportion."

Werden wir jemals Gold machen?

Von Eberhard Göschen.

Die Bestrebungen, wertlose Stoffe in das kostbare Gold zu verwandeln, sind uralt. Der einzige wirklich erfolgreiche Goldmacher war bekanntlich der phygische König Midas, der ein Ding nur anzufassen brauchte, um es in reines Gold verwandelt zu sehen; leider ist er nur eine Gestalt der griechischen Sage und somit als Kronzeuge für wissenschaftliche Tatsachen nicht recht zu brauchen. Jahrtausende hindurch haben dann Alchimisten und andere mehr oder weniger zweifelhafte Gelehrte das Problem zu lösen versucht, noch in jüngster Zeit sind verschiedene angeblich erfolgreiche Goldmacher als Schwindler entlarvt worden; aber auch die moderne ernsthafte Wissenschaft machte und macht noch heute — wennn auch aus anderen Gründen — Versuche, das edle Metall aus weniger edlen zu gewinnen.

Ist nun überhaupt die Möglichkeit gegeben, Gold aus anderen Stoffen zu gewinnen? Theoretisch muß die Frage unbedingt bejaht werden, nachdem wir in den letzten Jahren genauere Einlicke in das Wesen der Materie haben tun können. Aufbauend auf den Forschungen Becquerels über die von den Uranerzen ausgehenden Strahlen, gelang es dem bekannten Ehepaar Curie, die chemischen Träger der radioaktiven Eigenschaften zu isolieren, man lernte die Unterschiede zwischen Alpha-, Beta- und Gamma-Strahlen kennen; es folgten die Aufsehen erregenden Versuche Rutherfords, die auf eine Zertrümmerung der Atome abzielten, jener bisher, wie schon der Name sagt, für unteilbar gehaltenen, angeblich kleinsten Erscheinungsformen des Stoffes.

Rutherfords Versuche zeitigten zunächst den Erfolg, daß der Nachweis von der Teilbarkeit wenigstens eines Elements geliefert wurde, dessen Atome offensichtlich aus noch kleineren Teilchen zusammengesetzt waren. Wenig später vermochten auch die Wiener Physiker Kirsch und Petterson Atome verschiedener Elemente, wie des Magnesiums, Lithiums und Siliziums, zu zertrümmern; Rutherford wieder erzielte weitere Erfolge beim Neon, Schwefel, Argon und Kalium. Mit der dann folgenden Zerlegung der Atome des Berylliums und Kohlenstoffs war die Teilbarkeit sämtlicher sogenannten „leichten" Elemente erwiesen.

Sollte, was bei den leichten Elementen möglich war, sich auch nicht bei den übrigen in der Reihe der 92 Grundstoffe durchführen lassen? Ein Atom besteht, wie wir seit Rutherford wissen, aus einem positiv elektrisch geladenen Kern, der sich wiederum aus einer Anzahl Wasserstoffatome, den sogenannten Protonen, und Elektronen aufbaut, zu denen noch erst im vergangenen Jahre entdeckte Neutronen treten, und dem sogenannten Elektronenmantel, der aus einer je nach der Eigenart des betreffenden Elements mehr oder

weniger großen Zahl negativer Elektronen besteht, die den Kern in rasendem Laufe umkreisen. Das Ganze stellt ein Gebilde dar, das unserem Sonnensystem im kleinen entspricht. Der Kern eines Uraniummatoms z. B. setzt sich aus 238 Protonen und 146 Elektronen zusammen und wird von einer entsprechenden Zahl negativer Elektronen umkreist.

Diese Erkenntnis vom Aufbau des Atoms mußte den Gedanken nahe legen, daß man durch Abspaltung auch nur eines kleinen Teils des Atomkerns dessen Struktur zu ändern vermochte, womit ohne weiteres die Umwandlung in ein anderes Element gegeben war. Ließ sich z. B. von dem 80 wertigen Quecksilber auch nur ein Teil absprengen, so hatte man das in der Reihe der Elemente auf dem nächst unteren Platz stehende, und dies war das 79wertige Gold. Auf diesem Gedanken beruhten auch die bekannten Versuche, Miethes, der die Umwandlung von Quecksilber in Gold erfolgreich durchgeführt zu haben glaubte, indessen, wie sich natchträglich herausstellte, einem Irrtum zum Opfer gefallen war.

Während nun in der Theorie die Möglichkeit der Atomspaltung aller Elemente feststeht, in der Praxis wenigstens die der leichten durchgeführt wurde, bieten sich, je weiter man in der Reihe nach oben fortschreitet, immer größere Schwierigkeiten. Denn immer mehr negative Elektronen umkreisen dann den Kern, den es mittels der als Geschosse dienenden Alphateilchen zu erreichen gilt, immer schwieriger wird es, den äußeren Mantel zu druchdringen, und immer stärker wird, selbst wenn er durchschlagen wurde, das den Kern umgebende, die Geschosse abwehrende Kraftfeld. Nur wenn die Alphateilchen noch so viel Energie besitzen, daß sie auch dies letzte Hindernis zu überwinden und an den Kern selbst heranzugelangen vermögen, besteht überhaupt die Möglichkeit, von ihm ein winziges Teilchen abzusprengen und damit seine Wesensart zu ändern. Dazu gehören aber ganz unvorstellbar große Kraftmengen. Um beispielsweise nur 27 Gramm des leichten Elements Aluminium durch ein Bombardement von Heliumteilchen in Silizium zu verwandeln, sind vier Gramm Helium mit einer Bewegungsenergie von 500 Millionen Kilowatt je Sekunde erforderlich. Das entspricht etwa der Energie, die heute sämtliche Kraftwerke der Welt in der Sekunde zu liefern vermögen. Wollte man die Alphastrahlen des Radiums zu dem Versuch benutzen, so würde ein Erfolg nur winken, wenn eine Million Tonnen des genannten Elements zur Verfügung stände. Was wohl nie der Fall sein wird, beträgt der derzeitige greifbare Vorrat an Radium auf der Erde doch nur einige hundert Gramm. Bei allem ist noch nicht berücksichtigt, daß nur ein geringer Bruchteil der Alpha-Teilchen überhaupt ans Ziel gelangt, die genannten Zahlen in Wirklichkeit also wohl noch um das Hunderttausendfache zu erhöhen sind.

Man berücksichtige, daß Aluminium zu den leichten Elementen gehört, und wird sich vorstellen können, wie es um die Umwandlung schwererer bestellt ist, wie des Quecksilbers, das gewissermaßen als die Vorstufe zum Gold anzusehen ist. Ehe uns nicht ganz andere Kraftquellen als die heute bekannten zur Verfügung stehen, ist an eine Goldgewinnung auf diesem Wege nicht zu denken.

Die Erkenntnis dieser Tatsache hat verständlicherweise die Forscher zu dem Bestreben veranlaßt, dem gesuchten Ziel auf anderen Wegen nahe zu kommen. 1926 versuchte der Amerikaner Dr. Coolidge sein Heil mit einer verbesserten Cookschen Röhre, welche die Strahlungskraft einer Tonne Radium besitzen sollte. Andere Forscher sind ihm gefolgt. Während Coolidge noch mit einer Spannung von 350 000 Volt arbeitete, sind deutsche Forscher wie Brasch und Lange neuerdings zu Spannungen von mehreren Millionen Volt vorgeschritten. Aber auch die von ihnen erzielten Erfolge liegen vorerst allein auf wissenschaftlichem Gebiet, für die Praxis haben sie keinerlei Bedeutung. Würde sich doch ein Gramm des von den Letztgenannten gewonnenen Goldes auf rund fünf Millionen Mark stellen. Die wahre Goldgewinnung durch die hier geschilderten Verfahren wird auch nicht auf dem Wege der Umwandlung der Elemente erfolgen, sondern mittelbar durch die Nutzbarmachung der bei der Atomzertrümmerung freiwerdenden unvorstellbar großen Energiemengen. Wenn dies Ziel auch noch in weiter Ferne liegt, so zeichnet es sich doch schon deutlich am Horizonte ab.

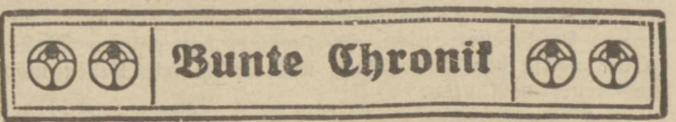
Stimmen der Nächte.

Oft in Nächten, wenn die Stunden wandern,
Eine lautlos hastend folgt der andern,
Halt' ist stumm den Atem, an, zu lauschen
Auf ein tiefes, fern verworr'nes Rauschen —:

Die ich einst in Licht und Tag gesehen,
All die Wasser hör' ich wieder gehen.
Irgendwo in schmalem Felsenschrunde
Dröhnt der Bergstrom zornig hin am Grunde.
Irgendwo auf flachem Inselsande
Rauscht die Meerflut ruhelos zu Lande —
Irgendwo in breiten Stromes Rollen
Knirscht und klingt das Eis in harten Schollen —

Und ich höre ihre Stimmen gehen,
Dumpfe Stimmen, die wir nie verstehen,
Wie sie mit dem Brausen dunkler Wogen
Schon durch viele Mitternächte zogen, —
Wie sie brausend weiterwandern werden,
Tag und Nacht und überall auf Erden,
Wenn ich selbst, ob landend, ob gestrandet,
Längst im großen Strom verbraust, verbrandet!

Lulu von Strauß und Torney.



Einbrecher mit Humor.

Auch Einbrecher können Humor haben, wie folgender launiger Vorfall beweist: Der Chef eines bekannten Warenhauses in der österreichischen Provinz kehrte von der Messe heim und fand sein Bureau in einem heillosen Zustand vor. Der Inhalt aller Laden war auf die Erde geworfen, die Kasse war aufgebrochen und beraubt. Auf den ersten Blick war zu erkennen, hier Einbrecher hier gehaust hatten. Mitten auf dem Schreibtisch aber stand die Schreibmaschine. Darin war ein Blatt Papier eingespannt, auf dem folgendes zu lesen war:

„Geehrter Herr!

Trotz des etwas eiligen Durchsuchens Ihrer Sachen sind wir doch auf ein für Sie wichtiges Dokument gestoßen, das wir aus begreiflichen Gründen nebenan gleich bereitlegen, nämlich Ihre Einbruchspolice. Die beigeschlossenen Erlagscheine verraten uns, daß die Frist zur Bezahlung der letztfälligen Prämie noch nicht abgelaufen ist. Gestatten Sie daher, daß wir diese Kleinigkeit für Sie auslegen; der Betrag geht ja schließlich moralisch zu unseren Lasten. Beste Grüße

die ungebetenen Gäste."

Und tatsächlich fand der Kaufmann nebenan auf dem Schreibtisch eine Ledermappe mit der Versicherungspolice, der Zahlkarte und dem säuberlich abgezählten Betrag der fälligen Prämie . . .



Vaterstolz.

Väter treffen sich. „Mein Sohn ist ein großer Künstler — wenn er zur Geige greift, schauen Hunderte von Zuhörern ergriffen zu ihm auf."

Der andere Vater hat aber auch einen Sohn: „Da sollten Sie erst mal meinen Sohn hören! Wenn er sein Instrument ertönen läßt, denken Tausende nicht mehr an ihren Beruf, lassen die Arbeit liegen und atmen erlöst auf."

„Was macht Ihr Sohn?"

Der Vater lächelt stolz:

„Er bedient die Fabriksirene zur Mittagspause."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.